

Béla Rásky/Philipp Rohrbach

„Ich bin einer der 500 von 150.000 ...“

Ein Interview-Screening in memoriam Simon Wiesenthal

Abstract

In November 1997, Simon Wiesenthal gave an interview to the historian Albert Lichtblau. For five days, he talked tirelessly about his life, his work, his fate. The 11-hour interview became part of the USC Shoah Foundation's testimonies collection on the Holocaust. In January/February 2020, the VWI presented this unique contemporary source document in the Austrian Film Museum on six consecutive Sunday afternoons – each time to a full house. After each screening, experts and contemporaries of Wiesenthal were invited by the VWI to comment on what they had seen, deepening the narrative in a moderated discussion and contributing their own experiences and memories, both academic and anecdotal.

Vor 23 Jahren wurde in der Wiener Saltzorgasse 6 in einer etwas abgenutzten Wohnung, vollgestopft mit Bene-Ordern, Büchern, alten Möbeln, in einem nicht gerade schicken Haus der Wiederaufbaujahre ein bedeutendes Zeitdokument produziert. Ein alter Mann erzählte, sprach in eine Kamera: vor ihm ein Tisch, hinter ihm ein Bücherregal. Sowohl er als auch das Aufnahmegerät sollten sich stundenlang lang kaum bewegen. Aus dem Off stellte jemand hin und wieder Fragen, bat um genauere Erklärungen, griff aber nur selten in den Erzählfluss ein. Alle halben Stunden wurde das Gespräch kurz unterbrochen, ein neues Videoband eingelegt, einige technische Durchsagen verlautbart, das Interview fortgesetzt: Simon Wiesenthal erzählte sein Leben.

Über fünf Tage interviewte im November 1997 der Historiker Albert Lichtblau für die ZeitzeugInnensammlung der USC-Shoah Foundation jenen Menschen, dessen Unermüdlichkeit, Ausdauer und Hartnäckigkeit, die TäterInnen des NS-Massenmordes an Jüdinnen und Juden vor Gericht zu bringen, zum Inbegriff dafür geworden ist, den Millionen Opfern der NS-Diktatur Gerechtigkeit zukommen zu lassen. *Recht, nicht Rache*, so lautete sein lebenslanges Credo. Das Schweigen zu brechen, den ermordeten Opfern eine Stimme zu geben – und dies lange gegen den offenen Widerstand breiter Teile der postnazistischen Gesellschaften, nicht nur in Österreich, aber ganz besonders hier – bleibt ein Verdienst von Simon Wiesenthal – als einem der 500 Überlebenden der ehemals 150.000 Lemberger Jüdinnen und Juden.

Diesem Mann ein Denkmal zu setzen, sich seiner Arbeit zu erinnern, ihn zu würdigen, ist kein leichtes Unterfangen. Anlässlich der Vorbereitungen zur Ausstellung des Jüdischen Museums Wien (JMW) *Café As. Das Überleben des Simon Wiesenthal* entschloss sich das VWI allerdings dazu, dieses elfstündige Interview in Erinnerung an Simon Wiesenthal im Begleitprogramm zu präsentieren. Auch wenn dieses einzigartige historische Dokument sogar aus einem Abstand von fast einem Vierteljahrhundert nichts von seiner Kraft verloren hatte, blieb das Vorbereitungsteam des VWI, was die konkrete Umsetzung dieses Vorhabens betraf, skeptisch, nachdenk-

lich, vorsichtig: In welcher Form sind elf Stunden kaum bewegter Bilder konsumierbar? Ist eine Vorführung in einem Stück überhaupt zumutbar? Und wenn nicht, in wie vielen Teilen soll es präsentiert werden, wo sind die Schnitte zu setzen? Bedarfe es zahlreicher Pausen, Unterbrechungen, Erklärungen, Zusatzinformationen? Und wo soll die Vorführung stattfinden? Und überhaupt: Wird dieses Interview überhaupt jemanden interessieren, hat es ein Zielpublikum und wer könnte über das JMW hinaus Kooperationspartner sein? Darüber zerbrachen sich Sandro Fasching, Éva Kovács, Béla Rásky und Philipp Rohrbach im Sommer 2019 den Kopf.

Die Entscheidung, das Gespräch in sechs Teilen in sechs aufeinanderfolgenden Wochen zu zeigen, war rasch gefallen: ungeschnitten, unbearbeitet und vorerst unkommentiert, Band für Band, nur unterbrochen vom Testbild und von technischen Ansagen am Ende und am Beginn eines jeden Bandes. Mit der spontanen Zusage einer Zusammenarbeit seitens des Österreichischen Filmmuseums und dessen Direktor Michael Löbenstein war zudem jemand gefunden, der neben der historischen und erinnerungspolitischen Dimension für die cineastische Wertschätzung des Projekts stand. Leider konnte aber wegen des bereits fixierten Programms des Österreichischen Filmmuseums auf die Laufzeit der Ausstellung im JMW nur mehr bedingt Rücksicht genommen werden – und so fiel der erste Nachmittag der Vorführung am 12. Jänner 2020 mit deren Finissage zusammen.

Die Filmreihe sollte einerseits eine tiefe Verbeugung, eine Reverenz und Ehrerbietung vor einem weltoffenen Alt-Österreicher sein, andererseits aber auch versuchen, Kontexte, sensible Analysen, feine Korrekturen, Ergänzungen zur selbsterzählten Lebensgeschichte Wiesenthals zu entwickeln. Als Wiener mit galizischen Wurzeln hatte er der kleinen und oft engstirnigen – bewusst vergesslichen und gegenüber den Opfern so lange niederträchtigen und oftmals weiter räuberischen – Zweiten Republik hartnäckig und standhaft einen Spiegel vorgehalten. Und trotz aller uns heute so anwidern den Anfeindungen und gemeinen Verleumdungen hat er so den Weg dafür gebahnt, dass diese Republik offener mit der verbrecherischen Vergangenheit vieler ihrer BürgerInnen und deren Vorfahren umgehen kann, sich zu deren Schuld bekennt und durch eine aktive Erinnerungspolitik zumindest versucht, ein Bewusstsein für vergangenes Unrecht zu erhalten. Eben diese Beharrlichkeit, diese Standhaftigkeit, zeigt uns auch, wie wichtig es ist, allen Anzeichen von Antisemitismus, Rassismus, Xenophobie, Antitsiganismus oder Homophobie entschieden und sofort entgegenzutreten.

Auch wenn das Interview chronologisch gegliedert war, folgte Wiesenthal – wie auch die Erfahrung mit anderen lebensgeschichtlichen Interviews zeigt – nur selten den Intentionen des Gesprächsleiters, sprang zwischen Daten und Ereignissen hin und her, assoziierte frei, brachte Anekdotisches ein, verlor den Faden, erinnerte sich ungenau. Auch aus diesem Grund schien es nach einer ersten Sichtung schwer, das Gespräch thematisch zu gliedern, die Themen scharf voneinander abzugrenzen. Es gab zahlreiche Überschneidungen, zeitliche Sprünge, immer wieder Bezüge auf bereits Erzähltes. Jeder auch nur kleine Eingriff hätte die historische Authentizität, die Aura zerstört. Auch das sprach für eine ungeschnittene Präsentation in voller Länge. Nur am Ende jeder Vorführung folgte ein Gespräch, in dem ExpertInnen und Weggefährten Erklärungen, Kommentare oder Zusammenhänge erläuterten, neue Aspekte aus zeitlicher Distanz einbrachten, das Erzählte kontextualisierten und vertieften.

Alle unsere Befürchtungen waren zerstreut, als wir schon am ersten Termin feststellten, dass der Kinosaal des Filmmuseums gesteckt voll war, und dieses Interesse in weiterer Folge nicht nur nicht abbrechen sollte, sondern bis zu den letzten Terminen Interessierte im wahrsten Sinne des Wortes ihre Eintrittskarten ergattern muss-

ten. Denn trotz der Unbeweglichkeit der Kamera, trotz des Mangels an visuellen Reizen, trotz der für unsere heutigen Blicke so frappierenden und ungewohnten Langsamkeit, ja Trägheit der Bilder, konnte Simon Wiesenthal das Auditorium in seinen Bann ziehen, es seiner Geschichte angeregt und nie unbeteiligt folgen lassen: Er erzählte ja nicht nur mit Worten, er gestikulierte, seine Hände, seine Mimik erzählten mit, verliehen dem Bild bei aller Unbeweglichkeit doch Dynamik, Handlung, eine unvergleichliche, spannungsgeladene Dramatik.

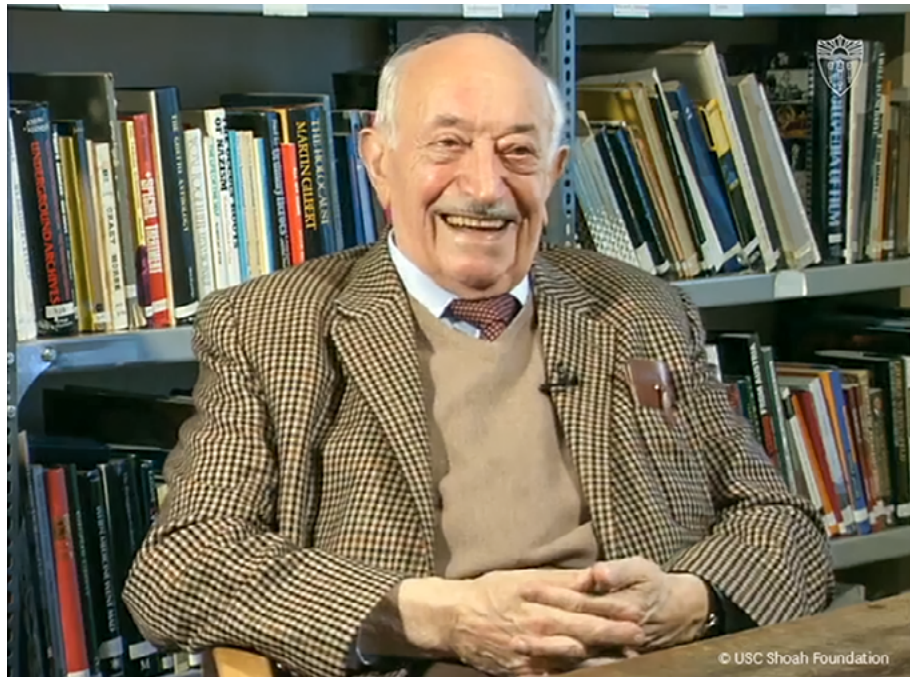
Simon Wiesenthal sprach über sein Leben, das voller Entsetzlichkeiten, voller Tragik, voller Trauer, aber eben auch voller Überzeugung, unumstößlicher Grundsätze und einer beeindruckenden Beharrlichkeit war, manchmal durchaus schalkhaft, manchmal lachend, manchmal bewegt, bedrückt, mit Tränen in den Augen. Allein müde wurde er in diesen elf Stunden über fünf Tage nicht, vielleicht manchmal etwas ungeduldig, als hätte er noch Wichtigeres zu erledigen, als einem jungen Historiker Rede und Antwort zu stehen. Wichtigeres, nämlich den Millionen Opfern der NS-Diktatur eine Stimme zu geben, für jene zu sprechen, die das nicht mehr können.

Es war nicht immer leicht, dem Bogen zu folgen, den der damals 89 Jahre alte Wiesenthal in seiner Erzählung spannte. Das Interview ist nicht nur was die seherische Ausdauer betrifft eine Herausforderung, sondern oft gerade in Bezug auf das Erzählte schmerzhaft, quälend, zernerregend, erschütternd, keine bekömmliche Kinokost.

Mit der Erinnerung des 1908 Geborenen an seine Jugend in Galizien eröffnete der erste Teil unter dem Motto *Meine jüdische Identität war eine Selbstverständlichkeit!*: Gemeinsam mit seinem Interviewer taucht er in Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg, an seine Mutter Rosa, seinen Vater Ascher, seinen Bruder Hillel sowie seine Großeltern ein. Er skizziert das jüdische Leben in Buczac, spricht darüber, wie sich das Leben der Familie nach dem Tod des Vaters und der Flucht nach Wien – Galizien wird unmittelbar nach Kriegsbeginn von der russischen Armee besetzt – gestaltet. „Am meisten war ich verliebt in den Prater“, fasst er seine Wiener Kindheitsjahre zusammen. Gemeinsam mit seiner Mutter kehrt er in das nunmehr polnische Galizien zurück, absolviert das Gymnasium, wo er seine zukünftige Frau Cyla kennenlernt. Zum Architekturstudium muss er nach Prag ausweichen, gilt doch im antisemitischen Polen der Zwischenkriegszeit ein Numerus-Clausus für jüdische Studierende. Nach seiner Rückkehr arbeitet er in einem Architekturbüro in Lemberg. Nachdem im Oktober 1939 Lemberg infolge des Hitler-Stalin-Paktes von der Roten Armee besetzt wird, wird Wiesenthal für sowjetische Staatsbetriebe tätig. Nach dem überstürzten Abzug der Sowjets nach dem Überfall der Wehrmacht im Juni 1941 macht Wiesenthal – noch vor dem Eintreffen der deutschen Truppen – Bekanntschaft mit dem ukrainischen Antisemitismus, der ihn fast das Leben kostet.

Nach dieser zweistündigen Erzählung sprach VWI-Mitarbeiter Philipp Rohrbach mit Albert Lichtblau. Lichtblau ging auf die Umstände der Interview-Entstehung, auf seine Vorbereitung und auf die Gesprächssituation ein. Er berichtete aber auch über eine kleine Kalamität während des Gesprächs, als ein Teil des Beleuchtungssets umfiel, was Simon Wiesenthal sichtlich verärgerte, das Gespräch – zum Glück erst am letzten Tag der Aufnahmen – sichtlich negativ beeinflusste. Lichtblau äußerte sich auch zur Methode, sprach darüber was er heute anders machen würde, wie er seine damaligen Fragen, seine eigene Gesprächsführung angesichts seiner inzwischen jahrzehntelangen Erfahrung als Interviewer heute sieht.

Der zweite Nachmittag, eine Woche später widmete sich unter dem Titel *Ich war Architekt aus Passion* Wiesenthals Beruf, dem er – wenn auch nicht aktiv – ein Leben lang verbunden blieb. Vielleicht auch deshalb, weil durch diese Profession erworbene



Simon Wiesenthal im Gespräch, 17. November 1997.

Fähigkeiten ihm so oft das Leben gerettet hatten: Bei einer Massenerschießung von Juden in einem Lemberger Gefängnis wird Wiesenthal von einem Ukrainer erkannt, dem er während seiner Tätigkeit als Architekt einmal einen Posten verschafft hatte, und der ihm dabei hilft zu entkommen: „Das war das erste Mal, dass mich einer herausgeholt hat von einer Erschießungsaktion. Da habe ich mich gegenüber den Erschossenen irgendwie schuldig gefühlt.“ Wiesenthal spricht über die Ghettoisierung seiner Familie, seine Einweisung in das Lager Janowska, die Wiederaufnahme der Tätigkeit als Architekt bei den Ostbahn-Ausbesserungswerken sowie seine Kontakte zur polnischen Untergrundbewegung. Er erzählt, wie ihn sein Vorgesetzter dabei unterstützt, Papiere für seine Frau Cyla zu fälschen und wie seine Mutter Rosa, trotz diverser Vorkehrungen abgeholt und in das Vernichtungslager Belzec deportiert wird.

Im Anschluss an diese sehr persönlichen und bewegenden Ausführungen sprach die Direktorin des Jüdischen Museum Wien (JMW), Danielle Spera, mit Michaela Vocolka, der langjährigen Archivarin des Archivs des Bundes Jüdischer Verfolgter des Naziregimes und Kuratorin der Ausstellung *Café As*, über Wiesenthal als Architekt und Gestalter, über seine damit zusammenhängenden zeichnerischen Fähigkeiten.

Am dritten Nachmittag – *Immer wenn ich nach Mauthausen fahr’* – am 26. Jänner 2020 fokussierte Wiesenthal auf seine Odyssee durch mehrere KZs nach seiner Festnahme in Lemberg. Krank und ausgemergelt gelangt er schließlich ins KZ Mauthausen, wo ihm wieder seine zeichnerischen Fähigkeiten das Leben retten. Er nützt diese aber nicht nur dafür, sich zusätzliche Essensrationen zu sichern, sondern auch um in Form von Skizzen – die zum Teil erhalten geblieben sind – die Verbrechen im Konzentrationslager zu dokumentieren: „Die Zeichnungen waren für mich eine Anklage gegen das Regime.“ Nach seiner Befreiung im Mai 1945 bietet er der US-Armee sofort seine Dienste bei der Suche nach NS-TäterInnen an und wird dafür lange von seinen Leidensgenossen nicht ernst genommen: „Für uns warst du ein Spinner. Kein Mensch hat geglaubt, dass du normal bist.“

Im Anschluss moderierte die Abgeordnete zum Nationalrat und ehemalige Forschungskordinatorin der Österreichischen Historikerkommission Eva Blimlinger



Blick ins Auditorium.

ein Gespräch mit dem Sozialpsychologen Karl Fallend, Fellow am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften (IFK), und Bertrand Perz vom Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien, wo es darum ging, Wiesenthals Erinnerung an die Befreiung des KZ Mauthausen in einen größeren Kontext zu stellen und die Selektivität von Erinnerung sowie die Verschiebung und Überformung selbiger im Laufe der Zeit zu diskutieren.

Wir sind alleine, alleine! fasst Wiesenthal am vierten Nachmittag, am 2. Februar 2020, die Ermordung fast seiner ganzen Familie zusammen, spricht über Cyla, seine Frau, über ihr Überleben, beschreibt wie unglücklich sie in Österreich war. „Jedes Kind hat a Oma, an Opa. Warum habe ich niemanden?“, fragt ihn die Tochter einmal in ihrer Kindheit, und in ihrer Bedrängnis schaffen die Eltern ihr eine künstliche Verwandtschaft, erzählen Paulinka Rosa erst später „langsam, langsam“ die Wahrheit über das Schicksal ihrer Vorfahren.

Aber persönliche Sentimentalitäten sind nicht Wiesenthals Metier, er wechselt das Thema. Beiläufig erwähnt er die vielen, an ihn gesandten Drohbriefe: „Wenn ich so an Brief bekomme, mache ich ein ‚M‘ – das heißt Meschugge.“ Während er diese unfassbaren Angriffe mit dem für ihn überlebenswichtigen Humor abtut, erzählt er über seinen Kampf gegen die untätige Justiz, über seine Arbeit, Franz Murer vor Gericht zu bringen, den Schutz, den viele Politiker den Tätern gewährten: „Es gab niemanden, der sich mit der Sache befassen wollte“, fasst er das Schweigen zur NS-Vergangenheit in den 1970er-Jahren zusammen. Im Schlagabtausch mit Bruno Kreisky kulminiert seine Empörung über diese fehlende Vergangenheitsbewältigung: „Kreisky wusste wie er mich treffen kann. Er hat mich auf derart gemeine Weise angegriffen!“

Aber auch die zentralen Lebenserfahrungen so vieler Holocaust-Überlebenden kommen zur Sprache: das Schuldgefühl des eigenen Überlebens, die Konfrontation mit der Tatsache, dass die Mehrheitsgesellschaft wenig bereit ist, den Leidensgeschichten zuzuhören, sich mit der eigenen Verstrickung – und sei es auch nur durch Wegschauen – in die Mordmaschinerie nicht auseinandersetzt, die Fragen der Kinder, und immer wieder: der weiterlebende Antisemitismus.

Das abschließende Gespräch führte die profil-Journalistin Christa Zöchling mit dem Politikwissenschaftler Anton Pelinka, der in einer dreifachen Funktion das Ge-

sehene kommentierte: als Zeitzeuge, als Politikwissenschaftler und nicht zuletzt als Gründungsmitglied und erster Vorstandsvorsitzender des VWI.

Nazis sollten uns nicht regieren!, so der Titel des fünften Nachmittags am 9. Februar 2020, brachte das Milieu, die mehr als feindselig gesonnene Umgebung im Nachkriegsösterreich bis weit in die 1970er-Jahre zur Sprache: die Affäre Kreisky, das nachsichtige Verhalten der österreichischen Justiz, deren Verstrickung in die NS-Rechtssprechung, die mangelnde Entnazifizierung, die Kontinuität der Eliten in so vielen Bereichen, aber auch die konkreten Hintergründe dafür. Im Fokus standen aber auch Wiesenthals bekannteste Fälle, seine Suche nach NS-Tätern allen voran Adolf Eichmann, und ja, NS-Täterinnen, denn vergessen wir nicht Hermine Braunsteiner. All das sollte ihm ja schließlich den Namen *Nazi-Jäger* einbringen. Eine Bezeichnung, die er immer zurückwies und zutiefst verabscheute. Aber gegen Ende der in Teil fünf vorgeführten Videobänder klang auch an, wie sich Wiesenthal des langsamen Gesinnungswandels großer Teile der österreichischen Öffentlichkeit bewusst war, wenn er – nicht ohne kritischen Unterton – feststellt: „Die Meinung über mich ist diametral verändert. Sie betrachten mich als das moralische Bewusstsein.“

Anschließend stellte eine von VWI-Fellow Dagi Knellessen moderierte größere Diskussionsrunde die Strafverfolgung von NS-TäterInnen in einen historischen und internationalen Kontext. TeilnehmerInnen waren der VWI-Archivar René Bienert, Claudia Kuretsidis-Haider vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) und Heidemarie Uhl von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW).

„Ich habe Jahrzehnte gekämpft gegen das Vergessen“ resümiert Simon Wiesenthal am letzten Nachmittag der Veranstaltungsserie unter dem Titel *Alles im Leben hat seinen Preis, auch das Überleben. Und den zahl' ich ...* Er fasst hier seine Linzer Jahre, die Schließung seines Linzer Büros – „Die Gerichte wollten einfach nichts machen. [19]54 habe ich das Büro geschlossen“ –, die Übergabe der Unterlagen an Yad Vashem – „das waren 800 oder 900 Kilo Dokumente“ –, sowie die Wiederaufnahme seiner Tätigkeit im Feld der Verfolgung von NS-TäterInnen – „diesmal in Wien, weil die Majorität waren ja Österreicher“ – zusammen: „Schauen Sie, ich habe ihnen erzählt einige der Fälle: Franz Stangl, Franz Murer, Hermine Braunsteiner.“ Zu Adolf



Foto: Mercan Sümbültepe

Ariel Muzicant beim Abschlussgespräch mit Éva Kovács und Béla Rásky, 16. Februar 2020.

Eichmann bemerkt er, hätte er sein ganzes Leben nur das gemacht, „diesen Mann vor Gericht zu bringen, da habe ich nicht umsonst gelebt“. Wiesenthal ließ aber auch Resignation verspüren: „Was ich erreicht habe ist sehr wenig im Vergleich.“ Naiv sei er gewesen, „denn man hätte 100.000 solcher Büros gebraucht“. Zuletzt erwähnt er auch die anderen Opfergruppen des Nationalsozialismus: „Wenn wir Juden gegen eine Wiederholung alleine kämpfen, dann machen wir aus dem Nationalsozialismus eine Gefahr für die Juden, aber mit der Hilfe der anderen, die gestorben sind, kämpfen wir gegen eine Gefahr für die Welt.“ „Und wahrscheinlich ist nach mir alles Geschichte. Und das soll keine Geschichte sein ...“

Das abschließende Gespräch der Veranstaltungsreihe führten Éva Kovács (VWI) und Béla Rásky (VWI) mit Ariel Muzicant, dem Vizepräsidenten des Europäischen Jüdischen Kongresses und des Jüdischen Weltkongresses, über seine Erinnerungen an Wiesenthal. Zur Sprache kam dessen Beziehung zur Israelitischen Kultusgemeinde, Simon Wiesenthals Beitrag zur Gründung eines Shoah-Forschungszentrums, dem späteren Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust-Studien (VWI) und Wiesenthals Wirken für die Nachwelt.

Béla Rásky is a historian and since January 2010 the Managing Director of the Vienna Wiesenthal Institute for Holocaust Studies (VWI). He studied history and the history of art at the University of Vienna. He has contributed to numerous projects and exhibitions in contemporary history, including the organisation of the estates of Felix Hurdes, Emmerich Czermak, Vinzenz Schumy, and Christian Broda; research on the attitudes of successive Austrian parliaments towards National Socialism; numerous translations of historical works from Hungarian into German; co-organisation of the exhibitions *Die Kälte des Februar, 3 Tage im Mai, Flucht nach Wien, and Wien um 1930*; and for many years contributed to the Österreichische Kulturdokumentation. Internationales Archiv für Kulturanalysen. Until 2003, he was the Director of the Austrian Science and Research Liaison Office Budapest, before working freelance and at the Wien Museum.

E-Mail: bela.rasky@vwi.ac.at

Philipp Rohrbach is a historian and PhD candidate at the Institute for Contemporary History at the University of Vienna. He has been a research associate at the Vienna Wiesenthal Institute for Holocaust Studies (VWI) since 2010. He has been a curator and collaborator in different projects and exhibitions, including *recollecting* (MAK/Austrian Museum for Applied Arts/Contemporary Art, 2008), *Kampf um die Stadt* (Wien Museum 2009), *Black Austria. The Children of African-American GIs* (The Austrian Museum of Folk Life and Folk Art, 2016); as well as *Forgotten Children and Lost in Administration. Afro-Austrian GI Children – A Research Project* (University of Salzburg, 2013/2014, 2015/2017); together with Mag. Adina Seeger, he has headed the project *The Austrian Heritage* since 2013 (Verein GEDENKDIENTST/VWI).

E-Mail: philipp.rohrbach@vwi.ac.at

Quotation: Béla Rásky/Philipp Rohrbach, „Ich bin einer der 500 von 150.000 ...“

Ein Interview-Screening in memoriam Simon Wiesenthal,

in S:I.M.O.N. – Shoah: Intervention. Methods. Documentation. 7 (2020) 1, 146-152.

DOI: [10.23777/SN.0120/EVE_MVRR01](https://doi.org/10.23777/SN.0120/EVE_MVRR01)

S:I.M.O.N. – Shoah: Intervention. Methods. DocumentatiON. is the semi-annual open access e-journal of the Vienna Wiesenthal Institute for Holocaust Studies (VWI) in English and German.

ISSN 2408-9192 | 7 (2020) 1 | <https://doi.org/10.23777/SN.0120>

This article is licensed under the following Creative Commons License: CC-BY-NC-ND
(Attribution-Non Commercial-No Derivatives)